



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Aus den westfälischen Forsten

---

# Aus den westfälischen Forsten

Erzählung aus der Zeit des 30 jährigen Krieges  
aus Diel „Novellen“ — Nachdruck verboten!

## 1. Der Forstmeister

Am 30. Mai des Jahres 1649 schritt ein junger, stämmiger Mann durch die Forste und Waldungen, welche sich damals auf der Grenze des Hochstiftes Münster bis tief in das Sauerland hinzogen. Der grüne Rock, die Mütze von derselben Farbe, mit einer wallenden Feder geschmückt, dazu der blanke Hirschfänger an der Seite kennzeichneten den Jäger. Lustig und guter Dinge schritt er fürbaß und summete die Strophen eines heitern Jagdliedes vor sich hin:

„Ich bin ein freier Jägersmann,  
Der Wald ist meine Welt,  
Mein Nachtquartier der dunkle Tann,  
Mein Dach des Himmels Zelt.“

— so klang es wider unter den Laubgewölben, und das Echo antwortete aus der Ferne auf den frischen Gruß.

Jetzt trat der Jäger aus dem engen Waldpfade hervor und gelangte auf einen breiten, ebenen Weg, der dem Anscheine nach vor Jahren einmal mit großer Sorgfalt gepflegt worden war. Eine zerfallene Mauer lief an der rechten Seite entlang und umschloß einen weiten Rasenplatz. Noch standen zwei mächtige Pfeiler, die Überreste des ehemaligen Tores, und zwei steinerne Löwen lagen auf der Platte und schauten trotzig in die Wildnis. Eine Lindenallee führte in gerader Linie über den Rasen hinweg zu einem alten Gemäuer, dem früheren Jagdschloß des Gutsherrn, in dessen Diensten der junge Jäger als Forstmeister stand. Im Jahre 1622 wurde es durch die Landsknechte Christians von Braunschweig niedergebrannt und lag noch in demselben Zustande der Verwüstung — eine der vielen Ruinen, welche der unselige Bruderkrieg in dem lieben deutschen Vaterland als trauriges Denkmal zurückließ. Die Gartenbeete waren zerstört, ohne Pflege wucherten die Zierstauden empor, und hie und da blühte eine blendende Pöonie, welche die Zeiten durchlebt hatte, unter dem üppigen Graze. Das Schloß selbst aber streckte öde den treppenförmigen Giebel in die Luft, der rote Abendhimmel strahlte durch die hohlen Fensterbogen und vergoldete sie.

Der Forstmeister blieb stehen und warf einen Blick auf den Wiesengrund. Einige Rehe weideten dort. Der Mann lächelte und fing abermals zu singen an:

„Und abends, wenn zum kühlen Grund  
Sich schleichen Hirsch und Reh,  
Am Eichenrand zur selben Stund'  
Ich auf dem Anstand steh'.  
Dann nehme ich sie auf das Korn,  
Und wenn der Schuß erschallt,  
Stoß' fröhlich ich ins Jägerhorn,  
Daß hell ertönt der Wald.“

Bei den ersten Klängen des Liedes stukten die Rehe und hoben ihre Köpfe empor, dann ein Sprung — und sie waren im Dickicht verschwunden. Auch der Forstmeister verfolgte seinen Weg, und schon nach wenigen Minuten stand er vor dem Jägerhause, das seitwärts im Walde unter alten Eichen lag. Es war über und über mit Efeu bewachsen; nur das mächtige Hirschgeweih am Giebel streckte seine zackigen Spitzen aus dem Grün hervor, und unten funkelten die vier blanken Fenster mit ihren schneeweißen Gardinen.

In diesem Augenblick trat ein Greis aus der Hütte und grüßte den ankommenden Jäger. „Gott segne dich, Heinrich! Ist alles gut gegangen?“ fragte er den Forstmeister. Derselbe nickte bejahend und drückte herzlich die dargebotene Hand. Dann gingen sie zusammen in die Wohnstube. Auf einer Truhe setzten sich die beiden Männer nieder, und während ein altes Mütterchen den Abendtisch bereitetete, erzählte Heinrich dem Vater das Ergebnis seiner Reise.

Er hatte einen Hof im Münsterlande besucht, vier Stunden von dem Forsthause entfernt, und um die älteste Tochter des Besitzers gefreut. Der alte Herrmann hatte die Sache schon früher eingeleitet, und der Besuch sollte nur dazu dienen, alles zum Abschlusse zu bringen, was denn auch wirklich geschah. Heinrichs Erscheinung machte einen günstigen Eindruck auf die Eltern des Mädchens, und sie willigte um so lieber in die Verbindung ein, da der junge Forstmeister in der ganzen Gegend wegen seines biedern und frommen Wesens allgemein geliebt wurde. Anna selbst hatte auch nichts einzuwenden; denn ganz abgesehen davon, daß sie nie ihren Eltern zu widersprechen wagte, dünkte ihr der schmucke Jägermann wie vom lieben Gott zu ihrem Gatten bestimmt zu sein, und sie hoffte dereinst mit ihm recht glücklich zu werden. So wurden die alten Schaumünzen als übliches Pfand der

Treue gewechselt und bestimmt, daß die Hochzeit nach Monatsfrist stattfinden solle.

Schweigend hörte der Greis die Erzählung seines Sohnes an, und erst als dieser geendet hatte, sagte er: „Mögest du glücklich werden! Ich hoffe, Gott wird dir und mir gnädig sein.“ — Diese Worte sprach er in einem so traurigen Tone, daß Heinrich verwundert fragend auf den Vater blickte. Aber dieser winkte ihm, zu schweigen, und fuhr fort:

„Du bist jetzt alt genug geworden, um die Leiden deines Vaters zu verstehen. Höre mich an, ich will dir alles erzählen, und du wirst einsehen, weshalb ich mich nicht so recht aus Herzensgrund mit dir zu freuen vermag. — Vor vierunddreißig Jahren war ich einmal glücklich wie du, ich dachte nicht daran, daß es anders kommen könne. Damals hatte ich deine verstorbene Mutter — Gott habe sie selig — zum Altare geführt, und wir lebten zufrieden hier im Walde. Sie war fromm und brav, und ich glaubte, es gebe auf der ganzen Welt kein zweites Weib wie sie. Ein Jahr nach der Hochzeit gebar sie mir einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Gerhard empfing. Kräftig und frisch wuchs er in der Waldeinsamkeit heran und war unsere Freude und unser Trost. Du hast ihn nie gekannt, und mögest du ihn auch niemals kennen lernen.

Gerhard mochte 6 Jahre alt sein, als der tolle Christian sengend und brennend aus dem Paderbornischen in das Hochstift Münster einbrach. Du kennst die Ruinen des Jagdschlusses, wo jetzt die Rehe so gern grasen und wo du als Knabe immer herumgeklettert, Fallen für die Marder gestellt und Eidechsen gefangen. Das war damals noch eines der schönsten Schlösser unseres gnädigen Herrn. Aber die Söldlinge Christians haben es zerstört, und die Zeiten sind noch zu unruhig, um es wieder aufzubauen. Auch zur Försterwohnung kamen die Landsknechte, die indessen leer und verlassen da stand. Ich hatte die heranziehenden Haufen bemerkt, und da ich ihnen allein doch keinen Widerstand leisten konnte, floh ich mit deiner Mutter und mit Gerhard in die Waldungen. Ich brachte beide nach einem anscheinend sichern Versteck in dem Tannenbusche hart an der Grenze unseres Gebietes. Der Hirschbock, von welchem du neulich sprachst, steht jetzt dort. Dann eilte ich auf heimlichen Pfaden, die nur mir bekannt waren, hierher zurück, um die Vorgänge zu beobachten. Das Schloß war abgebrannt, unsere Hütte verwüstet

und von allem entblößt. Die teuersten Erbstücke, welche meine Eltern mir hinter lassen hatten und die noch von Großeltern und Urgroßeltern stammten — alles war verschwunden oder lag in Stücken am Boden.“

Nach diesen Worten stand der Greis auf und nahm eine zerfetzte lederne Scheide von der Wand: „Siehst du“, sagte er, „dies ist das einzige, was sie übrig ließen. Es ist eine Scheide eines Hirschjägers, den einst dein seliger Urgroßvater mit Ehren trug. Er hatte ihn von dem hochseligen Bischof Erich von Münster zum Geschenk erhalten, als er dem geistlichen Herrn das Leben rettete. Den Hirschjäger haben die Spitzbuben mitgenommen, denn er war von kostbarem Stahl und die Spitze so fein wie eine Nadel. Desgleichen rissen sie das Silber von der Scheide weg und steckten es ein; nur das Leder warfen sie in den Wald, wo ich es später wieder fand und seitdem aufbewahre zum ewigen Andenken.

Das war nicht alles, es sollte noch schlimmer kommen. Recht betrübt ging ich in den Wald zurück und doch auch herzlich froh, denn das Liebste war mir geblieben — deine Mutter und dein Bruder. Aber ich wurde bitter enttäuscht. Plötzlich sah ich die Bäume ringsum von Säbelhieben zerhauen und den Boden von Rosseshufen zerstampft. Die Spuren führten gerade zu jenem Versteck. Das fuhr mir durch alle Glieder, und ich zitterte vor Angst und Schrecken. Unaufhaltsam stürzte ich voran und kam endlich zu dem Orte. Da lag mein Weib auf dem Boden, die Augen geschlossen, und entstellt, und an ihrer Seite lagst du, ein kleines, neugeborenes Knäblein, welches wimmerte und klagte. Ich achtete nicht auf dich, sondern dachte nur an deine Mutter. Ich ergriff ihre Hand und rief sie bei Namen; sie antwortete nicht. Dann rief ich nach deinem Bruder, aber vergebens. In namenlosem Schmerz warf ich mich auf die Erde, legte den Kopf an die Brust meines Weibes und lauschte auf ihren Herzschlag. Ein leises Pochen lönte mir entgegen, und ich jauchzte laut. Schnell wandte ich alle Mittel an, um das Fünfkchen Leben zu erhalten, was mir auch gelang. Sie schlug die Augen auf und fragte mit schwacher Stimme: „Bist du endlich da; wo ist Gerhard?“ — Statt aller Antwort hob ich dich vom Boden auf und gab dich in ihre Arme. Einen rührenden Blick warf sie in dein Gesichtchen und drückte dich innig ans Herz. Dann aber fragte sie abermals nach deinem Bruder. Ich erbehte bei dieser Frage;

denn ich ahnte das Schlimmste; doch Gott stand mir bei, daß ich meine Aufregung unterdrückte, sonst wäre sie schon damals gestorben. „Der Jägerbursche ist mir im Walde begegnet“, sagte ich, „und er ging mit mir hierhin. Aber als ich dich in diesem Zustande sah, schickte ich ihn mit dem Knaben zur nächsten Forsthütte, weil ich genug für dich zu sorgen habe.“

Erleichtert atmete sie auf, und nun erzählte sie mir, wie während meiner Abwesenheit die Kohorten gekommen seien und sie mißhandelt hätten, so daß sie dich in der Angst gebar. Was weiter geschehen sei, wußte sie nicht.

O mein Heinrich, was habe ich damals erduldet. Haß und Rache, Schmerz und Verzweiflung wogten und kochten in meiner Brust. Und doch mußte ich den Schmerz vergraben um deiner Mutter willen. Vergebens suchte ich nach Gerhard; der Knabe war für immer verschwunden. Mein Weib erholte sich schnell; aber als Willibald, der Jägerbursche, ohne deinen Bruder kam und ich der Mutter alles entdeckte, da brach ihre Kraft zusammen. Langsam welkte sie dahin, und als wir schon wieder in dem Försterhause wohnten, starb sie.

So bleibst du allein mir noch übrig. Ich zog dich heran und du wurdest zu einem kräftigen Burschen. O wenn du wüßtest, wie ich dich liebe!“ rief der alte Vater plötzlich aus und umarmte den jungen Mann, „o wenn du es wüßtest und wenn ich nicht auch deinetwegen noch schweres Kreuz zu erdulden hätte!“

Eine Weile schwieg der Greis, in tiefes Sinnen verloren. Dann fuhr er fort: „Heinrich, die Menschen sagen, wenn unser Herrgott ein Leiden schicke, so komme es nie allein. Ich glaube, sie haben recht. — Hast du schon gehört, was sie draußen auf den Dörfern von mir reden?“

Der junge Forstmeister bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: „Laß das, Vater“, sagte er leise, „sie meinen es ja nicht böse.“

„Das weiß ich“, entgegnete der Alte, „sie dürfen so sprechen; denn sie lügen nicht. Nach dem Tode deiner Mutter kam dieses Seelenleiden über mich.“

Es war eine eigentümliche Erscheinung, die man an dem alten Manne beobachtet hatte. Oft sah man ihn am hellen Nachmittage einsam im Walde oder an einem Kreuzwege stehen und mit verstörter Miene in die Ferne stieren. Noch öfter aber irrte er in klaren Mondnächten, von einer fieberhaften Unruhe aufgeschreckt, durch die Wal-

dungen, selbst bei der schärfsten Winterkälte. Wer ihm bei solchen Gelegenheiten begegnete, schlug ein Kreuz, wie sehr man auch sonst den ehrwürdigen Greis hochschätzte und liebte. Allgemein flüsterten die Leute, Hermann besitze die Gabe des Vorgesichtes. Was er übrigens schaute, offenbarte der Alte aber niemals, doch mußten es aber schreckliche Dinge sein. Denn so oft dieser Zustand ihn besiel, schwebte er in der größten Angst, und es vergingen zuweilen Tage und Wochen, bis er ruhiger und gefasster wurde.

Heute war es zum erstenmal, daß er von diesem Leiden sprach. Doch gleich als reue es ihn, davon angefangen zu haben, sagte er: „Heinrich, ich will dich nicht beängstigen; es ist vielleicht doch nur alles Täuschung. Nein, tue nur, was du heute geordnet hast; Anna ist fromm und brav, und Gott wird mit euch sein.“

Der Greis weinte; er ging auf die Türe zu, nahm Weihwasser aus dem Kessel und drückte dem Sohne ein Kreuzzeichen auf die Stirne.

Heinrich ließ es ruhig geschehen; aber seine Fröhlichkeit war für diesen Abend verschwunden.

Das Essen stand bereit; der Jägerbursche und das alte Mütterlein traten in das Zimmer. Diese fragten den jungen Forstmeister nach seinem Brautgange, und er antwortete ihnen, gegen seine Gewohnheit, kurz und abgebrochen.

Eine Stunde später kniete Heinrich auf seiner Kammer vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete für seinen armen Vater, für seine Braut und für sich. Das Leben war ihm mit einmal doppelt ernst geworden.

Drunten in der Küche sagte das Mütterchen zu Hubert, dem Jägerburschen, als er die Flinte überwarf, um in den Forst zu gehen: „Ich habe den Heinrich auf dem Schoß gewiegt, und niemals ist er so barsch gegen mich gewesen wie heute. Es muß ein schwerer Stein auf seinem Herzen liegen. Beten wir ein Vaterunser für ihn.“

Sie knieten nieder und beteten; dann ging die Alte zur Ruhe und der Bursche hinaus in die Sommernacht.

Drei Wochen waren verflossen, als ein eigentümlicher Festzug sich nach dem Kirchdorfe bewegte, in dessen Gemerkung das Försterhaus lag. Voran fuhr ein buntgeschmückter Wagen, mit den verschiedenartigsten Hausgeräten beladen, mit Kränzen und Blumen verziert, und hoch über all diesen Schätzen flatterte eine weiße, goldverbrämte Fahne lustig

in der frischen Morgenluft. Auf diesem Wagen saß Anna, die Braut des Forstmeisters. Sie prunkte in ihren besten Kleidern von schwerem Tuche; über ihre Brust herab hing das schwere Silberkreuz an dem schwarzen Samtbande und aus der echten Goldhaube schaute ihr jugendliches Mädchenantlitz mit den lichten Augen und hellen Flachshaaren wehmütig herab. Sie weinte trotz des Hutschwenkens und schwerfälligen Tuchs der Burschen, die zur Seite des Wagens auf dicken Ackerpferden einhertrollten. Daß sie weinte, brachte der Brauch so mit sich. Aber vielleicht mochte es ihr auch ernst gewesen sein; denn manchem Herzen fällt es schwer, der frischen Jugend Lebewohl zu sagen, um den Pflichten und Sorgen des elterlichen Berufes entgegenzutreten. Den Zug beschloß ein zweites Fuhrwerk mit den Brautjungfern und Nachbarinnen.

Es war noch früh am Morgen, höchstens 6 Uhr. Die Sonne glänzte über die Heide und spiegelte sich in den Taupfropfen, die an den Wacholderstauden hingen, und in den Wassertümpeln, die hier und da aus dem Heidkraut hervorglugten.

Jetzt bog der Zug in die Waldungen ein, wo der Weg so schmal wurde, daß er kaum den Rädern hinlänglichen Platz bot. An beiden Seiten standen mächtige Eichenstämme und vereinigten ihre knorrigen Äste zu einem dunklen Laubgange. Bald hier, bald dort schlug ein Zweig an den Wagen, und die Blätter getrauten sich sogar, die Haube der Braut zu berühren und schimmernde Tropfen an die Goldplättchen zu hängen. Endlich lichtete sich der Wald; der Weg teilte sich in zwei Arme, die einen weiten Ramp umschlossen. In dem Dreieck stand ein großes Kreuz, das in den Schwedenkriegen freventlich verstümmelt worden und nicht wiederhergestellt war. Ob der fromme Spruch, der auf dem Sockel stand, die wilden Kriegsknechte zu der Tat gereizt hatte? Er lautete:

„Gott kennt euch, Väter, heuchelt nicht,  
Er weiß, ob euer Herz mittspricht;  
Denn wer nicht betet wahr und rein,  
Der schämt sich, Gottes Kind zu sein.“

An diesem Kreuz stiegen die Burschen von ihren Pferden und sprachen andächtig ein Vaterunser für die Braut und ihren Bräutigam. Dann sprangen sie wieder auf; einer nahm die Pferde des Wagens am Zaume und führte sie links ab; ein anderer, hochgewachsen, aber mit weichen Zügen und kleinem Munde, wie sie dem Münsterländer

eigen sind, ritt zu der Braut heran. Es war Annas Bruder Bernhard.

„Hierher geht es nach dem Kirchdorfe“, redete er die Schwester an. „Aber sieh einmal dort hinauf — siehst du in der Ferne die hohen Eichen? — Da liegt deine künftige Wohnung.“

Nach diesen Worten stemmte er das Pferd in die Weichen und ritt voran. Die Braut blickte noch lange nach der Richtung, in welcher das Haus ihres Bräutigams lag.

Unterdessen kamen allmählich Felder zum Vorschein; zwischen Wallhecken ging es dahin, und gerade, als die Uhr des Kirchturms in schweren Schlägen die siebte Stunde verkündete, langte der Zug in dem Dorfe an. Die Burschen stiegen ab und zogen ihre Sacken zurecht; Bernhard trat zu seiner Schwester heran und half ihr vom Wagen. Sie knöpfte die Schleifen ihrer Haube von neuem, nahm den Rosenkranz in die Hand, die Brautjungfern stellten sich an ihre Seite, und nun ging es fort zur Kirche.

Vor dem Portale wartete bereits der Bräutigam mit seinem Gefolge. Er trug ein grünes Jagdkleid mit vergoldeten Knöpfen, das oben offen stand und die schneeweiße Brust- und Halskrause hervortreten ließ. Aber mehr als die Kleidung zeichneten den stattlichen Mann die jonnengebräunten Wangen mit dem dunkelrotem Barte vor den Milchgesichtern der übrigen Burschen aus.

Die Trauung war vorüber; Anna und die weiblichen Gäste bestiegen die Wagen, die Burschen ihre Pferde. Nur der Bräutigam blieb am Eingange der Kirche stehen und erwartete seinen Vater und den Pfarrherrn. Nachdem diese herausgetreten waren, geleitete er sie zu einem Fuhrwerke und kehrte dann an die Seite des Wagens zurück, auf dem seine Braut saß. Er allein mußte den Weg zum Försterhause als Fußgänger zurücklegen, so wollte es die Sitte.

Unterwegs blickte Heinrich oftmals nach seinem Vater hin. Ruhig und ernst saß der Greis neben dem Geistlichen und sprach mit ihm. Zuweilen aber schweiften seine Augen über die Felder und Weidestrecken hinweg, die in dem Glanze der Sonne von tausend Farben angehaucht schien. Dann sprühte ein seltsames Feuer unter den grauen Wimpern, und eine dunkle Röte stieg über das Antlitz des Alten, doch bald senkten sich die Augenlider und nahmen ihren früheren kalten Gleichmut an.

Noch zwei andere Männer aus dem Gefolge hatten die Aufmerksamkeit dem alten Forstmeister zugewendet — der

Jägerbursche Hubert und Bernhard, Annas Bruder. Sie ritten als die letzten im Zuge und waren in lebhaften Gespräche begriffen.

„Also sagt er nichts von dem, was er schaut?“ fragte Bernhard.

„Einmal hat er mir etwas gesagt, und ein anderesmal habe ich ihn belauscht.“ entgegnete der Jäger.

„So erzähle mir, was du weißt“, sagte Bernhard.

„Nein, beileibe nicht! Das könnte sehr schlimm für mich ausfallen. Schau, wie er wieder hinausstiert; vielleicht sieht er, was wir reden.“

„Das sieht er ja nicht, das müßte er hören. Geh, sei offen; ich werde gewiß schweigen.“

„Ja, wenn du mir das versprichst“, sagte Hubert.

„Das und einen neuen Hirschfänger dazu.“

„Nun gut; aber daß du niemand etwas sagst, vor allem meiner neuen Herrin nicht! — Also höre! Im vorigen Jahr um diese Zeit ging ich mit dem alten Hermann in den Forst. Wir sprachen über den Krieg; denn ich war in Arnsherg gewesen und hatte gehört, die Herren in Münster könnten nicht einig werden und es sei kein Gedanke an Frieden. Das erzählte ich dem Alten und er hörte mich stillschweigend an bis zu Ende. Dann stellte er sich plötzlich vor mich hin und sagte fest: „Hubert, nein es gibt Frieden; noch ehe der Schnee fällt, ist der Friede geschlossen. Ich habe es gesehen, und das ist wahr.“ — Mich überkam es seltsam bei diesen Worten. „Wo habt Ihr das gesehen?“ fragte ich. „In der letzten Nacht“, entgegnete er; „komm, ich will es dir zeigen.“ Er nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt in die Rinde eines Baumes den Saal ein, in welchem die Herren zu Münster saßen. „Siehst du“, fuhr er fort, „hier oben sah ich einen starken, häßlichen Mann, der wie ein Pudel unter den großen Wimpern und aus den dicken und schwarzen Haaren hervorlugte. Aber er ist doch der beste von allen und meint es treulich mit seinem Kaiser und Reich. Ihm zur Rechten sitzen zwei andere, die ihm immer widersprechen. Der eine ist fein gestriegelt und glatt wie ein Mal; er hat eine spitze Nase wie ein Fuchs und ist auch ebenso schlau. Der andere aber ist der falsche Teufel, welcher ihm

stets in die Ohren schwaht, um ihn aufzuheken. Sie meinen es böse mit dem lieben Deutschen Reich. Ihnen gegenüber sitzen zwei andere, gleich große Spitzbuben, ein fleischiger, feister Geselle mit roten Haaren und sein Begleiter, ein magerer Kerl mit einem Knebelbarte. Sie schüren zumeist das Feuer und hadern mit dem kaiserlichen Herrn und auch mit dem spitznasigen, von dem sie fürchten, überlistet zu werden.“

So schilderte er mir noch viele andere Männer, aber ich habe sie längst vergessen, nur diese wenigen sind mir im Gedächtnis geblieben. Dann fuhr der Greis fort: „Ich habe gesehen, wie alle diese Herren sich trotz ihres Streitens und Zankens endlich vereinigten und Frieden schlossen. Das muß wohl im Herbst geschehen; denn es war kalt, und unter dem bunten Kamin brannte ein lustiges Feuer.“

So erzählte der Alte; und es ist doch richtig eingetroffen.“

„Und waren die Herren so, wie er sie schilderte?“ fragte Bernhard.

„Gewiß“, entgegnete Hubert, „als ich während des Winters in Münster war, zeigte mir ein Bediensteter des gnädigen Bischofs die Fremden, die teilweise noch in der Stadt verweilten. Ich erkannte sie sogleich; der häßliche, aber gute Mann war der Graf Trauttmansdorff, die beiden zur Rechten Franzosen, die zur Linken Schweden, deren Namen ich nicht behalten konnte.“

„Eigentümlich“, murmelte Bernhard, „du lügst doch nicht?“

„Ich habe nie gelogen“, sagte Hubert trocken. „Und nun das andere; was sah er denn damals, als du ihn belauschtest?“ fragte Bernhard neugierig.

„Was er gesehen, weiß ich nicht“, antwortete der Jägerbursche; „ich hörte ihn nur reden: O Gott — zwei Leichen auf einmal — Gerhard! Heinrich!“

„Das ist schrecklich“, sagte Bernhard. „Höre, Hubert, es tut mir leid, daß Anna den Heinrich geheiratet hat. Ich möchte nicht bei dem Alten wohnen.“

„Sei nicht so einfältig“, fuhr Hubert auf; „der alte Hermann ist fromm und gut, und einen besseren Mann wie den Heinrich hätte deine Schwester nie gefunden.“

(Fortsetzung folgt)